

Unterhaltendes.

## Der kleine Lord.

Von  
Frances Hodgson Burnett.

(3. Forts.) (Nachdruck verboten.)

Als Mr. Havisham, welcher der lang-jährige Sachwalter des Grafen Dorincourt war, und der die Mission hatte, Lord Fauntleroy nach England zu bringen, am nächsten Tage wiederkam, erfuhr Cedrik sehr viel Neues, allein es war ihm gar nicht sehr tröstlich, zu erfahren, daß er dereinst ein sehr reicher Mann sein und hier ein Schloß und dort ein Schloß, große Parks, Bergwerke und Ländereien und viele Dienerschaft besitzen werde. Er war sehr bekümmert im Gedanken an seinen Freund, Mr. Hobbs, und bald nach dem Frühstück suchte er ihn voll Herzensangst in seinem Laden auf.

Er fand ihn die Zeitung lesend und trat ihm mit ernster Miene gegenüber; er wußte ja, daß das, was ihm widerfahren, für Mr. Hobbs ein herber Schlag sein mußte, und er hatte sich's unterwegs genau überlegt, wie er ihm die Sache beibringen wollte.

„Hallo!“ sagte Mr. Hobbs. „Morgen!“  
„Guten Morgen“, sagte Cedrik. Er kletterte nicht wie sonst auf seinen hohen Stuhl, sondern setzte sich auf einen Biskuitkasten und schlug die Beine übereinander und schwieg so lange, bis Mr. Hobbs fragend über sein Zeitungsblatt hinüber nach ihm hinschielte.

„Hallo!“ sagte er noch einmal.  
Cedrik sah sich ein Herz.  
„Mr. Hobbs“, begann er, „wissen Sie noch, von was wir gestern vormittag gesprochen haben?“

„Um, ja, von England dächt' ich.“  
„Freilich, aber gerade als Mary hereinkam, wissen Sie das noch?“

Mr. Hobbs rieb sich den Hinterkopf.  
„Wir disturierten über die Königin und die ‚Ristokraten‘.“

„Ja“, sagte Cedrik zögernd, „und, und über die Grafen; wissen Sie noch?“

„Zawohl“, erwiderte Mr. Hobbs, „die kamen schlecht weg dabei, wie sich's gehört!“

Cedrik ward rot bis unter sein lockiges Stirnhaar, in solcher Verlegenheit hatte er sich im Leben noch nie befunden und dabei ängstigte ihn das Gefühl, daß die Sache auch für Mr. Hobbs nicht ohne Verlegenheit ablaufen werde.

„Ja, und Sie sagten, fuhr er fort, „daß Sie keinen von den ‚Ristokraten‘ auf Ihren Biskuitkasten herumsitzen lassen würden.“

„Das will ich meinen!“ bestätigte Mr. Hobbs seinen Ausspruch mit Ueberzeugung. „Soll nur 'mal einer kommen, dem werd' ich's zeigen.“

„Mr. Hobbs“, sagte Cedrik schüchtern, „es s'igt aber einer auf dieser Riste!“

Am ein Haar wäre Mr. Hobbs vom Stuhle gefallen.

„Was?“ rief er.

„Ja“, erklärte Cedrik in gebührender Demut, „ich bin einer oder werde wenigstens später einer werden. Ich will Sie nicht hintergehen.“

Mr. Hobbs sah ganz alteriert aus; er erhob sich plötzlich und sah nach dem Thermometer.

„Muß wohl so was wie ein Sonnenstich sein“, erklärte er, seinen kleinen Freund scharf ins Auge fassend. „Die Hitze ist auch danach! Hast du Schmerzen? Seit wann fühlst du den Zustand?“

Er legte seine breite Hand auf des Knaben Haupt, und dieser war mehr denn je in Verlegenheit.

„Danke, danke“, sagte Cedrik, „ich bin ganz wohl und in meinem Kopfe ist alles in Ordnung. Es thut mir ja so leid, aber alles, was ich Ihnen gesagt habe, ist wahr, Mr. Hobbs; deshalb hat mich ja Mary gestern geholt, und Mr. Havisham hat meiner Mama alles gesagt und er ist ein Advokat.“

Mr. Hobbs sank in seinen Sessel und trockenete sich die Stirn mit seinem Taschentuch.

„Einer von uns beiden hat den Sonnenstich!“ rief er.

„Nein“, versetzte Cedrik, „sicher nicht. Wir müssen uns eben drein finden, Mr. Hobbs. Mein Großpapa hat Mr. Havisham den ganzen Weg von England herübergeschickt, um uns das alles zu sagen.“

Mr. Hobbs starzte ganz bestürzt in das unschuldige, ernsthafteste, kleine Gesicht vor ihm.

„Wer ist dein Großvater?“ fragte er endlich.

Cedrik griff in seine Tasche und zog mit großer Sorgfalt einen kleinen Papierstreifen hervor, auf welchem in großen, unbeholfenen Buchstaben etwas geschrieben stand.

„Ich habe mir's nicht recht merken können, deshalb hab' ich's aufgeschrieben“, sagte er und las langsam: „John Arthur Molyneux Errol Graf Dorincourt! So heißt er und er wohnt in einem Schloß — in ein paar Schlössern, glaub' ich.“

Und mein Papa, der gestorben ist, war sein jüngster Sohn; und ich wäre kein Graf geworden und kein Lord, wenn mein Papa nicht gestorben wäre, und mein Papa wäre auch kein Graf geworden, wenn seine beiden Brüder nicht gestorben wären. Aber die sind alle tot, und ist gar keiner da außer mir — kein Jurge — deshalb muß ich der Graf werden, und mein Großpapa hat jemand geschickt, der mich nach England abholen soll.“

Mr. Hobbs schien es immer heißer zu werden, er wischte seine Stirn und seinen kahlen Schädel und schnaubte und pustete ganz fürchterlich. Daß hier ein sehr merkwürdiges Ereignis vorlag, fing an, ihm aufzudämmern, wenn er dann aber wieder den kleinen Jungen auf der Biskuitkiste ansah mit den ängstlichen, unschuldigen Kinderaugen, an dem so ganz und gar nichts verändert zu sein schien, sondern der ganz der nämliche hübsche, fröhliche kleine Kerl war in seinem schwarzen Röckchen mit der roten Kravatte, wie

er am Tage vorher auch da gesehen, so überwältigte ihn diese Geschichte von Adel und Titeln immer wieder aufs neue, und weil Cedrik sie mit solcher Einfachheit und Unbefangenheit wiedergab, offenbar ohne sich selbst einen Begriff von ihrer Tragweite zu machen, steigerte sich seine Verblüffung immer mehr.

„Und, und wie hast du gesagt, daß du jetzt heißest?“ fragte Mr. Hobbs.

„Cedrik Errol, Lord Fauntleroy“, erwiderte der arme kleine Edelmann, „So nennt mich Mr. Havisham! als ich ins Zimmer trat, hat er gesagt; ‚So, so, das ist also der kleine Lord Fauntleroy.‘“

„Da will ich mich doch gleich räuchern lassen!“

Dies war eine bei Mr. Hobbs in Fällen großer Gemütsbewegung sehr beliebte Redewendung, und in diesem aufregenden Moment fiel ihm eben gar nichts anderes ein. Cedrik war auch weit entfernt, darin etwas Ungeeignetes zu sehen; seine Verehrung und Bewunderung für Mr. Hobbs waren so fest gegründet, daß er die Richtigkeit seiner Bemerkungen blindlings anerkannte, auch hatte er noch zu wenig von Gesellschaft gesehen, um zu wissen, daß Mr. Hobbs nicht gerade korrekt war. Daß er ganz anders war als seine Mama, fühlte er freilich, aber Mama war eben eine Dame, und daß Damen und Herren verschiedene geartete Wesen, war ihm selbstverständlich.

Er sah Mr. Hobbs sehr ernsthaft an.  
„England ist weit weg, nicht wahr?“ fragte er.

„Ueberm Atlantischen Ozean drüben, einfach“, erläuterte Mr. Hobbs.

„Das ist das Schlimmste an der Sache“, sagte Cedrik traurig. „Vielleicht sehe ich Sie da lange nicht mehr — mag gar nicht dran denken, Mr. Hobbs.“

„Auch die besten Freunde müssen scheiden“, erwiderte Mr. Hobbs feierlich.

„Wir sind nun schon viele, viele Jahre Freunde, nicht wahr?“

„Seit du auf der Welt bist. Sechs Wochen, schätz' ich, warst du alt, da machtest du deinen ersten Ausflug auf die Straße.“

„Ach“, bemerkte Cedrik mit einem tiefen Seufzer, „damals dachte ich noch nicht, daß ich einmal ein Graf werden sollte.“

„Du meinst also, es sei keine Möglichkeit, aus der Patsche zu kommen?“

„Keine, fürcht' ich; Mama sagt, daß es Pappas Wunsch sein würde, daß ich gehe. Aber wenn ich auch ein Graf sein muß, so bleibt mir doch eins — ich kann versuchen, ein recht guter zu werden; ein Tyrann werde ich gewiß nicht. Und wenn wieder ein Krieg mit Amerika kommt, so werde ich dem ein Ende machen, wenn ich kann.“

Es folgte nun eine eingehende, ernsthafte Besprechung mit Mr. Hobbs über den politischen Gesichtspunkt der Sache. Nachdem der würdige Mann den ersten Schreck überwunden hatte, zeigte er sich weit milder, als zu erwarten gewesen, that sein Möglichstes, die Sache von der

guten Seite zu nehmen, und stellte eine Menge Fragen. Da Cedrik nur einen kleinen Teil derselben beantworten konnte, suchte er dieselben zu vollbringen, und als er einmal im Zuge war, verkündigte er über Erbrecht, Grafentitel und Familiengesetze Dinge, die Mr. Havisham in großes Erstaunen gesetzt haben würden.

(Fortsetzung folgt.)

### Vermischtes.

— Winterliches Wetter ist nun in verschiedenen Gegenden des Reiches eingetreten. Es scheint, daß sich vom Eismeer im Norden Europas eine Kältezone südöstlich von Mittelasien erstreckt und daß Nordosteuropa ein sehr strenger Frühwinter bevorsteht, während unsere Gegenden ungefähr in der Mitte zwischen dem kalten Nordosten und dem warmen Südwesten liegen und bald an diesem, bald an jenem Winter teilnehmen dürften. Gaparanda in Schweden und Kargopol im russischen Gouvernement Olonez meldeten schon vor Wochen einen sehr strengen Winter, bis 15 Grad unter Null.

— Eine theure Depesche hat neulich die englische Zeitung „Times“ erhalten. Sie brachte nämlich einen anderthalb Spalten langen telegraphischen Bericht ihres Korrespondenten in Peking, Dr. Morrison, der eine ausführliche Beschreibung der Mandschurei seit der Occupation durch Rußland enthielt. Das Telegramm bestand aus 2200 Worten und kostete, das Wort zu 6 Francs 75 Centimes, rund 14 850 Francs, welchen Betrag natürlich Dr. Morrison bei Aufgabe des Telegramms bar erlegen mußte. — Daß aber nicht nur englische Zeitungen solche enorme Summen für Telegramme ausgeben beweist eine Aufstellung der Badischen Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen, die im Jahre 1899, wenn auch nicht für ein einziges Telegramm, so doch für einen viermaligen Depeschenwechsel mit der australischen Insel Neunio die Gattelle von rund 21 000 Mk. erlegte.

### (Ein unterirdisches Hotel.)

In Mons in Belgien giebt es seit einiger Zeit ein Hotel, das einzig in seiner Art dasteht: es liegt nämlich auf dem Grunde eines Kohlenbergwerkes, 185 Meter unter der Erdoberfläche. Das seltsame Hotel, das in einem hohen kohlenhaltigen Gang in der Grube von Saint Pierre de Mons ausgehauen worden ist, befindet sich am Boden des Hauptschachtes und bei der Einmündung der Gänge, deren Verzweigungen sich bis zu neun Kilometer weit unter der Erde erstrecken. Es dient vor allem den Reugierigen, die während des Sommers in ziemlich großer Zahl zum Besuch des Bergwerkes von Saint Pierre kommen. So haben sich in diesem Jahre nahezu 2000 Touristen in dem Fremdenbuch des unterirdischen Hotels eingeschrieben. Obwohl es ganz aus Kohle besteht, ist doch für Komfort und selbst für Luxus Sorge getragen. Man findet darin einen großen Salon, der wie alle anderen Zimmer mit elektrischem Licht erleuchtet ist; ferner enthält das Hotel eine Bibliothek, ein Klavier und ein Schwimmbassin. Zwei besondere Fahrstühle besorgen das Ein- und Ausfahren der Besucher.

— Wenn jemand in Frankreich stirbt, ist die erste Frage: „Wie alt war er?“

Hört man von einem Todesfall in Deutschland, so ist vor allen Beileidsbezeugungen erst notwendig, zu erfahren, an was er gestorben ist: „Was hat ihm gefehlt?“ ist die stereotype Redensart. Der Amerikaner, der sich nie viel mit Gefühlsduselei abgiebt, bleibt auch in seinem Falle treu: „Gut, daß er endlich todt ist,“ sagt er. In Italien, heißt es: „Armer Bursche, armer Mann, armes Mädchen“, in Rußland: „Ihm ist wohl, er braucht nicht mehr zu arbeiten.“ Die Holländer erkundigen sich sofort nach den Vermögensverhältnissen des Verbliebenen: „Wieviel hat er hinterlassen?“ und des Engländer's Interesse konzentriert sich in der Frage: „War er versichert?“

(Duell-Strafe.) In dem englischen Blatte Anvers befindet sich eine reizende kleine Geschichte: Ein höherer Offizier erhielt von dem Schiedsgericht die Erlaubnis zu einem Zweikampfe unter der Bedingung, daß man Majestät von dem gewählten Orte der Zusammenkunft und der angelegten Zeit in Kenntnis setze. Als die Duellanten auf dem Rendezvousplatze erschienen, waren sie nicht wenig erstaunt, den Kaiser dort zu treffen, und zwar neben einem frischerrichteten Galgen sitzend. Der Herausforderer zu dem Duell wagte schüchtern zu fragen, was dies bedeute, worauf der Kaiser ernst antwortete: „Es bedeutet, daß ich beabsichtige, dem Zweikampf so lang zuzusehen, bis einer den andern getödet hat, und dann lasse ich den Ueberlebenden wegen Mordes aufhängen!“ — Die Geschichte ist völlig wahr, sie soll sich in Schweden, unter der Regierung Karls des Zwölften, der 1718 starb, ereignet haben.

— Aus Petersburg wird dem Berl. Tglbl. über den Liebesroman am Zarenhof geschrieben: Hinter der schlichten Kassierung des Großfürsten Paul Alexandrowitsch, des jüngsten Sohnes Kaiser Alexander II., als Kommandeur des Gardekorps steckt ein ganzer Roman. Großfürst Paul bekleidete als Militär den Rang eines Generalleutnants und Generaladjutanten des Zaren und war mit der Prinzessin Alexandra vermählt gewesen, die nach 2jähriger Ehe starb. Seit ungefähr 3 Jahren fing der Großfürst Paul an, ein Verhältnis mit der Frau des Adjutanten des Großfürsten Wladimir, einer Baronin Pistorfors, geb. Karatajew, zu unterhalten, von dem bald in ganz Petersburg gesprochen wurde. Zu Beginn dieses Jahres setzte der Großfürst Paul es durch, daß sich der Baron Pistorfors von seiner Frau scheiden ließ, und trug sich seit jenem Zeitpunkt mit der Absicht, die geschiedene Baronin Pistorfors zu heiraten. Dieses Verhältnis des Großfürsten Paul führte übrigens schon im vorigen Winter auf einem Winterpalais zum offenen Eklat, als die Baronin Pistorfors mit den Brillanten der verstorbenen Großfürstin Alexandra auf dem Hofball erschien. Der Zar, der die Taktlosigkeit bemerkte, verlangte, daß die Baronin Pistorfors den Hofball sofort verlasse, was auch geschah. Damals dürfte in der schönen, aber geistlosen Frau der Plan gereift sein, dem Großfürsten den Fuß für immer auf den Nacken zu setzen. Nach ihrer Scheidung mit dem Baron Pistorfors erklärte sich Großfürst Paul auf ihre Bitten auch be-

reit, sie zu heiraten, obwohl er vor diesem Schritt gewarnt worden war. Er reiste im Juni ins Ausland, um seinen Plan auszuführen, doch schlugen ihm mehrere russische Geistliche ab, die Trauung zu vollziehen, zu der sich schließlich ein griechischer Geistlicher in Livorno bereit fand. Großfürst Paul wurde am 10. Oktbr. in aller Stille mit der geschiedenen Baronin Pistorfors, geb. Karatajew, getraut. Als die Nachricht in Petersburg eintraf, wo ihr anfangs nur wenig Glauben geschenkt wurde, war alles auf die Antwort des Zaren gespannt. Heute wurde sie veröffentlicht. Es ist die strengste Strafe, die den 42 Jahre zählenden Großfürsten treffen konnte, der für seinen unbedachten Schritt aller militärischen Würden entkleidet und wahrscheinlich auf Jahrzehnte hinaus vom Zarenhof verbannt worden ist. Nur seinen großfürstlichen Titel hat er behalten und die nicht unbedeutenden Einkünfte aus seinem Privatvermögen. Das junge Paar soll die Absicht haben, ständig in Cannes zu leben. Neben dem Großfürsten Michael Michailowitsch, der eine Gräfin, und dem Großfürsten Nikolai Konstantinowitsch, der die Tochter eines Polizeimeisters in Drenburg geheiratet hat, ist dieses der dritte Großfürst, den seine Liebe zu einer Frau ins Exil führt. Als Nachfolger im Kommando des Gardekorps wird Baron Meyendorff genannt.

(Ausrede.) Kunde: Sie haben eine Gläse und wollen doch ein unfehlbares Haarwuchsmittel besitzen! — Parfümeriehändler: Das geht eben so reichend ab, daß für mich nichts übrig bleibt!

(Mißverständnis.) Telegraphenbeamter: „Für jedes Wort müssen Sie fünf Pfennig zahlen.“ — Bauer: „Da wär' ich ein rechter Narr, da möchten's mit mir noch a halbe Stund schwäze.“

(Frtum.) Schumann (abends): „Ich beobachte Sie schon 3 Stunden, wie sie hier in verdächtiger Weise um das Haus herumhüpfen, folgen Sie mir einmal zur Wache!“ — Herr: „Ach, gutestes Herrchen, ich habe Sie ja gar nichts Böses im Sinn... ich wollte mir nur hier bei dem Barbier einen Zahn ziehen lassen.“

(Getrennt.) „Der Herr Redakteur ist mit seiner Frau entzweit?“ — „Ja, er verkehrt nur noch durch den Redaktions-Briefkasten mit ihr!“

### Leicht abzuheffen.

Zur Mutter spricht der alte Arzt: „Die Krankheit ist im Schwinden. Ihr Söhnchen wird sich auf dem Weg zur Besserung bald befinden.“

Er ist so munter wie zuvor. In längst ns zwei, drei Wochen. Sie müssen ihm zur Stärkung nur leicht kräft'ge Suppen kochen.

Die Mutter seufzt: „Herr Doktor, ja, Das will ich gern. Indessen — Was mach' ich nur?“ — er weigert sich Beständig, sie zu essen.“

„Sie wird ihm wohl nicht schmecken.“ sagt Der Doktor da mit Lachen. „In diesem Falle müßte man Sie eben schmachhaft machen.“

Daß er die Suppe essen wird, Das kann ich garantieren. Wenn Sie mit Magai-Würze nur Es mal dabei probieren.“

S. W.